

Provinziell, urban, global

Zu Tendenzen in der österreichischen Erzählprosa der Gegenwart

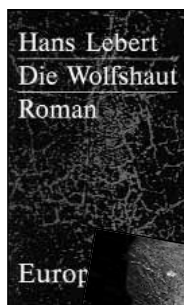
Autor: Wendelin Schmidt-Dengler

Literatur über die Provinz

Sie sei zutiefst provinziell, die österreichische Literatur – dieses Urteil wurde nicht nur von ihren böswilligen Kritikern ausgesprochen, auch ihre Freunde mussten zu Beginn der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts feststellen, dass die meisten Auto-



ren aus der (so genannten) österreichischen Provinz kämen und ihre Texte auch in dieser angesiedelt seien. Wien spiele keine Rolle; keine urbane Literatur, wie sie etwa ein Musil oder ein Doderer gepflegt hätten. „Wien schweigt“ mit dieser lapidaren Diagnose endet ein Abschnitt in Ingeborg Bachmanns Roman „Malina“ (1971). Mit Hans Leberts „Wolfshaut“ (1960) und Thomas Bernhards „Frost“ (1963) beginnt die eindrucksvolle Serie von Erzählungen aus der österreichischen Provinz, die oft als negative Heimatromane gelesen wurden, eine Charakteristik, die gewiss zu kurz greift, aber darin wurde die schöne Natur, die sonst zur Bestätigung des Lebens auf dem Lande herbeizitiert wurde, in eine hässliche, antagonistisch wirksame verwandelt. Man berichtete von der Jugend auf dem Lande, so etwa in Peter Handkes „Wunschloses Unglück“ (1972) oder in Franz Innerhofers autobiographisch konzipierten Bänden wie „Schöne Tage“ (1974). Gernot Wolfgruber gestaltete eindringlich die Enttäuschung all jener, die zu einem Leben in der Provinz verurteilt waren, so das Lehrlings- und Gesellenschicksal in



den „Herrenjahren“ (1976) und das Scheitern des Aufsteigers in der Stadt in „Niemandland“ (1978). Es schien, als ob es die Großstadt nicht gebe, und bei Thomas Bernhard wird Wien einmal als „aussterbender Friedhof“ bezeichnet. In seinen Romanen „Der Stille Ozean“ (1981) und „Der landläufige Tod“ (1984) hatte sich Gerhard Roth der Weststeiermark zugewandt und mit geradezu wissenschaftlicher Ambition die Widersprüche und Kontraste des Lebens auf dem Lande zu fassen und zu dokumentieren versucht und zugleich alles in spannende, wenngleich nie völlig zu Ende erzählte Zusammenhänge eingebettet. Schließlich wäre noch an Josef Winkler zu erinnern, der mit seiner Trilogie „Das wilde Kärnten“ (1979–1983) von der kreuzförmigen Anordnung des Dorfes ausging, dessen Bevölkerung von der Autorität der Kirche unterdrückt wird. Ein weiteres markantes Beispiel ist Klaus Hoffers „Bei den Bieresch“ (1979/83), dessen

ethnologische Komponente die Grundlage eines komplexen Spiels mit lokalen Mythen liefert. Als später Höhepunkt dieser Entwicklung kann der große Roman der Elfriede Jelinek gelten, nämlich „Die Kinder der Toten“ (1995); auch da ist der Schauplatz die nicht mehr schöne Heimat. Unter einer dünnen Schicht liegen die Toten, die als Wiedergänger verhängnisvoll in das Leben der Menschen einzugreifen drohen. Zuletzt verschüttet „die Mure, die Furie“ alles, auch die Pension Alpenrose, eine apokalyptische Vision, und von dieser trüben Stimmung sind die meisten Romane der Folgezeit auch nicht frei.

Spaziergang über den Ring

Es scheint, als würden die Autorinnen und Autoren die Provinz all-

mählich verlassen und wieder in die Hauptstadt, in die einst so gefeierte Metropole zurückkehren wollen. Man kann der Autorität der Geschichte nicht entinnen, und diese manifestiert sich in der Ringstraße. Bei Thomas Bernhards „Heldenplatz“ (1988) sind wir im Volksgarten vor dem Burgtheater, das auch einem Stück der Elfriede

Jelinek den Titel gab. In seinem Roman „Alte Meister“ (1985) hat Thomas Bernhard das Kunsthistorische Museum zum Schauplatz gewählt, Gerhard Roths Roman „Der Plan“ (1996) nimmt seinen Ausgang in den Depots der Nationalbibliothek; dorthin kehrt er auch im späteren Werk zurück.

Josef Haslingers „Opernball“ (1995) schließt diesen Spaziergang über den Ring gleichsam ab, bei dem es möglich ist, an den großen Wahrzeichen der Gründerzeit vorbeizudefilieren. Dieser Wien-Boom wird von Lilian Faschinger mit „Wiener Passion“ (1999) und von Peter Henisch mit „Der schwarze Peter“ (2000) fortgesetzt. Ihre Reverenz erwiesen der Bundeshauptstadt in der Folge auch eine Reihe anderer Autoren und Autorinnen, so etwa Peter Rosei mit „Wien Metropolis“ (2005) oder Eva Menasse mit „Vienna“ (2005). Freilich sind das nicht Großstadtromane in der Art von Döblins „Berlin Alexanderplatz“ (1929) oder Dos Passos „Manhattan Transfer“ (1925). Sie tragen viel eher der moderaten Größe Wiens Rechnung. In jedem Falle werden die Stadt Wien und ihre Topographie zum wesentlichen Träger der Aktionen. Für Franz Schuh ist Wien die Stadt, der man nicht entinnen kann, im Guten wie im Schlechten, eine Fixierung auf ein urbanes Gebilde, dessen Unverwechselbarkeit sich stets aufs Neue manifestiert. Dass dies keine billige Nostalgie ist, braucht nicht eigens betont zu werden. In jedem Falle konzentriert sich das erzählerische Interesse auf Österreich, und da im Besonderen auf die Großstadt, eine Tendenz, die nach der Wende von 1989 noch an Intensität gewann.

Josef Haslingers „Opernball“ (1995) schließt diesen Spaziergang über den Ring gleichsam ab, bei dem es möglich ist, an den großen Wahrzeichen der Gründerzeit vorbeizudefilieren. Dieser Wien-Boom wird von Lilian Faschinger mit „Wiener Passion“ (1999) und von Peter Henisch mit „Der schwarze Peter“ (2000) fortgesetzt. Ihre Reverenz erwiesen der Bundeshauptstadt in der Folge auch eine Reihe anderer Autoren und Autorinnen, so etwa Peter Rosei mit „Wien Metropolis“ (2005) oder Eva Menasse mit „Vienna“ (2005). Freilich sind das nicht Großstadtromane in der Art von Döblins „Berlin Alexanderplatz“ (1929) oder Dos Passos „Manhattan Transfer“ (1925). Sie tragen viel eher der moderaten Größe Wiens Rechnung. In jedem Falle werden die Stadt Wien und ihre Topographie zum wesentlichen Träger der Aktionen. Für Franz Schuh ist Wien die Stadt, der man nicht entinnen kann, im Guten wie im Schlechten, eine Fixierung auf ein urbanes Gebilde, dessen Unverwechselbarkeit sich stets aufs Neue manifestiert. Dass dies keine billige Nostalgie ist, braucht nicht eigens betont zu werden. In jedem Falle konzentriert sich das erzählerische Interesse auf Österreich, und da im Besonderen auf die Großstadt, eine Tendenz, die nach der Wende von 1989 noch an Intensität gewann.

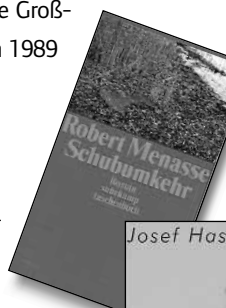
Österreich und die Welt

Das bedeutete mitunter eine nicht unbedenkliche Bindung an Österreich und nicht selten war vom Ausland das Verdikt zu vernehmen, dass es sich hier doch um eine zutiefst provinzielle Angelegenheit

handle, zumal Wien ja nicht mehr den Charakter einer echten Großstadt aufzuweisen vermöge. Dass der Versuch, aus diesem geradezu verhängnisvollen Zyklus österreichischer Selbstbeschränkung auszubrechen, erfolgreich sein konnte und von weltweitem Interesse belohnt wurde, belegt der Welterfolg von Christoph Ransmayrs „Die letzte Welt“ (1988), in dem auf der Basis der Metamorphosen Ovids der Weg in die große Erzählung gefunden wurde, die komplementär zum Werk des römischen Dichters ist, der vom Beginn der Welt bis zur Herrschaft des Augustus berichtet. Da setzt Ransmayrs Roman ein, der konsequent zum Weltuntergang führt, zum Versinken der menschlichen Kultur in einer Welt ohne Menschen, in der einem Überlebenden nur die eigene Stimme als Echo entgegenschallt. Mit dieser apokalyptischen Vision schien auch der adäquate Tribut Österreichs an die Postmoderne endlich geleistet – eine Bewertung, die freilich nur einen Teil dieses wichtigen Werkes charakterisiert. Zugleich ist in Ransmayrs Schreiben auch eine andere Tendenz deutlich wahrzunehmen: Er ist mit seinen Reiseberichten („Der Weg nach Surabaya“, 1997) zu dem vielleicht wichtigsten Vertreter des Travelogues in der deutschsprachigen Literatur geworden. Gereist wird viel in der Literatur, und es scheint, als ob man in alle Weltteile aufbrechen wolle, um der Enge zu entkommen. Doch im Zentrum steht immer Österreich, gleichgültig wohin man fährt. „Ein Heimatroman aus der Fremde“ – diese Charakteristik seines Romans „Mein Jahr in der Niemandsbucht“ (1994) sagte Peter Handke zu. Erst aus der Ferne wird Österreich in seiner Besonderheit wahrnehmbar, ein Muster, das Thomas Bernhard in nahezu allen seinen Büchern angewendet hat. Da gibt

es die „Weggeher“, die nach Oxford und Cambridge, nach Madrid, nach Mallorca und nach Rom (z. B. „Auslöschung“, 1986) auf-

brechen. Dieses „Weggehen“ ist als modischer Tourismus zu denunzieren, es erfolgt vielmehr mit einer aggressiven Geste, die aus der Ferne auf die Heimat zeigt. Einige Hauptfiguren in Josef Haslingers „Opernball“ (1995) und „Das Vaterspiel“ (2000) sehen Österreich aus der Perspektive der USA; der Held in Peter Henischs „Der Schwarze Peter“ (2000) sucht



seinen Vater, einen Afroamerikaner, erfolglos in New Orleans. Gerhard Roth lässt in „Der Plan“ (1998) seinen Helden aus Wien aufbrechen und in Japan sterben; die Unversöhnlichkeit europäischer und japanischer Lebensformen hat Elisabeth Reichart in „Das vergessene Lächeln der Amaterasu“ (1998) dargestellt. Josef Winkler ist der Beobachtung der Todesrituale treu geblieben, nur hat er für seinen Roman „Domra. Am Ufer des Ganges“ (1996) in Indien ein Anschauungsmaterial gefunden, das sich mit dem Roms und mit dem des Kärntner Heimatdorfes sehr gut vergleichen lässt. Sehr schön lässt sich der kritische Kosmopolitismus in Kombination mit dieser neuen Urbanität vor allem im Werk Gerhard Roths beleuchten; in seinem Romanzyklus „Die Archive des Schweigens“ (1980–1991, zu denen auch „Der Stille Ozean“ (1980) und „Landläufiger Tod“ (1984) gehören, verlegt er allmählich seinen Schauplatz nach Wien, schließlich in die Unterwelt Wiens, in die Katakomben. In seinem noch nicht fertiggestellten „Orkus“-Zyklus, dessen Helden sich in Japan, Ägypten, Spanien und Griechenland herumtreiben, um meist nach Österreich zurückzukehren, hat er dieses folgerichtig zum Gestaltungsprinzip gemacht. In Ransmayrs „Morbus Kitahara“ (1995) versinken Österreich und Deutschland ohne Wirtschaftshilfe nach dem zweiten Weltkrieg in den Zustand einer dumpfer Rückständigkeit und werden zu Ländern der Dritten Welt. Bezeichnender Weise beginnt und endet der Roman in Brasilien und aus Brasilien kehrt auch der Held von Robert Menasses „Schubumkehr“ (1995) zurück, und er kommt nach Österreich, und zwar ins Waldviertel. Viele Reiseerzählungen gehorchten früher dem Muster von Joseph Conrads „The Heart of Darkness“ (1902), das tief im Inneren Afrikas liegt. Nun wird der Spieß umgedreht – für Robert Menasse ist das Waldviertel das Herz der Finsternis, das Ziel einer beklemmenden Expedition. Die Reihe der Beispiele ließe sich noch lange fortsetzen. Bezeichnend, dass Autorinnen und Autoren aus kleinen Ländern besonders reiselustig sind – der Kleinstaat weckt die Sehnsucht nach dem Globalen.

Das Muster, das durch die Punkte Provinz, Großstadt und Welt vorgegeben ist, hilft uns vielleicht, einige Tendenzen in der jüngeren Literatur aus Österreich zu erkennen. In der Folge seien nun zwei Romane charakterisiert, die gleichsam mit den hier kurz vorgestellten Werken in einer Art dialogischem Verhältnis zu stehen scheinen, und zwar Arno Geigers „Es geht uns gut“ (2005) und Daniel Kehlmanns „Die Vermessung der Welt“ (2005).

Es geht uns gut

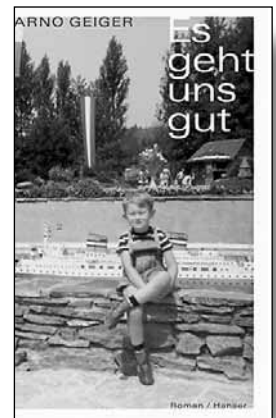
Die Vergangenheit wird man nicht los – das ist eine der Lehren, die man ohne viel Umstände aus Geigers Roman „Es geht uns gut“ zie-

hen kann. Philipp Erlach heißt der Held, der typische Erbe, er ist träge und unentschlossen, eine Trägheit, die sich auch auf den Leser überträgt: Ein Jahrhundert nach der dekadenten Jahrhundertwende begegnet uns wieder so einer aus dem Geschlechte der Hofmannsthals, der Jahrhunderte alte Müdigkeiten nicht abschütteln kann. Das ist die Erben-Generation nach Thomas Bernhard, die auch mit der Last der Tradition zu kämpfen hat.

Philipps Großvater hat in der Nachkriegszeit den glänzenden Aufstieg zum Minister geschafft, die Ehe mit seiner Frau Alma aber war von Gefühl- und Sprachlosigkeit geprägt und allein auf den äußeren Schein bedacht. Sein Sohn – Philipps Onkel – fällt als Vierzehnjähriger bei der Befreiung Wiens im Frühjahr 1945. Mit der Tochter Ingrid zerwirft sich der Großvater, weil sie nicht standesgemäß heiratet. Auch diese Ehe, der Philipp und seine Schwester Sissi entstammen, verläuft unglücklich: ein Familienalbum mit Flecken.

Doch mit der Familiengeschichte kann Philipp nicht brechen, so sehr er auch auf Distanz zu gehen bemüht ist. Allerdings ist der Trick, mit dem Geiger die Familiengeschichte und damit auch die österreichische Geschichte in den Griff bekommt, bemerkenswert: Er erzählt nicht kontinuierlich, sondern bringt einzelne Bilder, wobei jedes der 21 Kapitel mit einer genauen Datumsangabe versehen ist. Es setzt ein mit dem 16. April 2001, dann folgt eine Rückblende zum 25. Mai 1982, dann geht es wieder um zwei Tage weiter, auf den 18. April 2001, um schließlich im vierten Kapitel zurück ins Jahr 1938 zu springen, und zwar auf den 6. August 1938, zu einem Zeitpunkt, da Österreich schon von den Nationalsozialisten besetzt war.

Der wichtigste Held ist ein gewisser Richard Sterk, geboren genau 1900, der in der Zeit zwischen den Weltkriegen Karriere in der Energieversorgung macht, parteigebunden, Mitglied der Christlichsozialen Partei. Seine Frau Alma, seine zwei Kinder Otto und Ingrid, sind die wichtigsten Protagonisten des Romans. Das Jahr 1938 bedeutet eine Unterbrechung in der Karriere Richards. Sein Sohn Otto, ein Kind, als die Nazis kommen, ein Hitlerjunge von vierzehn Jahren, als die Russen in Wien einmarschieren, wird am 8. April 1945 bei den Kämpfen um Wien ein Opfer jenes verbrecherischen Wahnsinns, der Knaben an die Front schickte. Ingrid, Richards und Almas Tochter, geboren 1938, ist Philipps Mutter; eine Tochter Sissi gibt es da, eine Generation von Kindern, die sich schon ganz anders verhält, die typisch ist für die Ära des allmählichen wirtschaftlichen Aufstiegs, dessen Exponent ja auch Richard ist, der es sogar bis zu einem Ministeramt bringt; hier wagt sich Geigers Roman doch ziemlich



weit in die große Geschichte Österreichs hinein. Der Autor kommentiert: „Ich habe mich bemüht, die Sache meiner Figuren immer als kritischer Sympathisant zu sehen. Am meisten Berührungspunkt hatte ich bei den Richard-Kapiteln, weil mir Richard als Person nicht sonderlich nahe steht. Aber auch für ihn habe ich mit der Zeit ein Gespür bekommen. Überhaupt muss ich sagen, dass mir alle am Ende sympathischer waren als am Anfang.“ Das ist keine platte Aussöhnung mit der Geschichte, sondern vielmehr der Versuch mit ihr einen anderen Umgang zu pflegen, als es die Generation vor Geiger tat, die vor allem auf die Widersprüche hinwies, auf die unaufrichtige Haltung und die mangelnde Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. Geiger hat keineswegs eine unkritische Haltung eingenommen, aber hier bewegt sich jemand auf eine Form epischer Objektivität zu, die wir schon für verloren hielten.

Die Vermessung der Welt

Diese neue Lust an der Geschichte wird noch deutlicher in Kehlmanns Erfolgsroman „Die Vermessung der Welt“. Der Autor hat Literaturwissenschaft und Philosophie studiert und das gereichte ihm für die Abfassung seiner Bücher nicht zum Schaden. Ganz im Gegenteil, er kann mit dem historischen Material raffiniert umgehen. Es geht um zwei berühmte Persönlichkeiten des deutschen Geisteslebens, die nahezu allgemein bekannt sind, um den Mathematiker Karl Friedrich Gauß und den Naturforscher und Gelehrten Alexander von Humboldt. Daniel Kehlmann weiß, was er tut, wenn er sich des historischen Erzählens annimmt, und er weiß, dass diese „Vermessung der Welt“ eine gefährliche Reise ist: eine Expedition ins Terrain einer abgenutzten Gattung, die seit dem neunzehnten Jahrhundert erstaunliche Wiederbelebungen erfahren hat und sowohl der völkischen Literatur wie der des Exils als aussagekräftiges Mittel diente und zur Spielwiese postmoderner Ambitionen werden konnte. Die meisten Episoden beziehen ihren Reiz aus dem Kontrast der unerhört ernsthaften naturwissenschaftlichen Bemühungen Humboldts und ihrer komischen Wirkung auf die Zeitgenossen und auch auf uns. Humboldt ist mit den feinsten damals verfügbaren Geräten ausgestattet; er hat anthropologische Interessen und scheut sich nicht, zwei ausgebundelte Leichen von Indianern mitzuschleppen, eine Handlung, die beispielhaft das fragwürdige Verhalten der Forscher gegenüber indigenen Sitten auf Korn nimmt. Auch die Besteigung des



Chimborasso verliert in dieser Darstellung die Aura des Heroischen, denn Humboldt erklärt einfach den höchsten Punkt, den er erreicht hat, zum Gipfel. Doch das Buch bezieht – erfreulicher Weise – seine Energien nicht aus dieser Demontage bedeutender Persönlichkeiten, sondern lässt der historischen Leistung seiner Protagonisten durchaus Gerechtigkeit widerfahren, kurzum er verzichtet auf die tragische Verklärung, die Stefan Zweig in seinen „Sternstunden der Menschheit“ (1927) praktizierte und ergibt sich auch nicht der Demontage im Stile von Monty Python.

Kehlmanns Erfolg rührt vielleicht nicht zuletzt daher, dass er aus dieser Beschränkung auf das Österreichische ausgebrochen ist. Geigers Erfolg beruht im Gegensatz dazu darauf, dass er die österreichische Lebenswelt einer Revision unterzog, wobei er sehr wohl auf weltanschauliche Kommentare verzichtet, aber mit einer liebenswerten Detailgenauigkeit operiert. Auf das Städtische konzentriert sich Geiger, den Gang in die Welt und Weltgeschichte riskiert Kehlmann.

Neuer Blick auf die Historie

Neuer Blick auf die Historie

Die beiden Beispiele sollten zeigen, wie Versuche unternommen werden, nicht eine Geschichte gegen die Geschichte zu schreiben, sondern wie gleichsam aus der Dokumentation ein neuer Blick auf die Historie eröffnet werden kann, ein Blick, der nicht mehr durch die oft verstörenden Entdeckungen geprägt ist, die Kinder und Enkel machten, als sie sich mit der Vergangenheit ihrer Eltern und Großeltern auseinander setzten. Diese Texte agieren auch nicht mehr in dem geschichtsfreien Raum, in dem die Avantgarde ihr Zuhause hatte und in den so viele österreichische Autoren gerne Zuflucht nahmen, eine Geschichtslosigkeit, die auch von einigen Texten Bernhards und Handkes suggeriert wird. Sie versuchen vielmehr, den geschichtlichen Augenblick auf verschiedene Weise zu rekonstruieren und zugleich zu bestätigen, dass wir der Geschichte nicht entrinnen können. So erklärt sich auch die reflektierte Wiederbelebung von Traditionen und wir stellen fest: Die Konjunktur des Historischen verträgt sich nur schlecht mit einer Literatur, die – wie die Avantgarde – Innovation setzt. Ich meine, dass die Literatur Österreichs ein Schulbeispiel liefert für jene Gegensätze, die von je her die Dynamik der Literaturgeschichte bestimmen.



► **Prof. Dr. Wendelin Schmidt-Dengler** ist Professor für Neuere deutsche Literatur an der Universität Wien und Leiter des Österreichischen Literaturarchivs an der Österreichischen Nationalbibliothek.